

oder ob es besser wäre, sich lediglich mit einem Mahnmal zu begnügen, fand eine Antwort auf der Exkursion nach Colmar ins Unterlindenmuseum. Der berühmte Isenheim Altar von Matthias Grünewald stand einst in einer Hospitalkirche. Die unheilbar Kranken, die von der Pest Gezeichneten, wurden zunächst vor den Altar geführt. Sie erlitten dort gleichsam eine Schocktherapie. Der Anblick des Leides in seiner Vielfalt, nicht nur etwa in dem Bild des Gekreuzigten, sondern auch in den von Pestbeulen entstellten Dämonenleibern in der Versuchung des Antonius sollte den Kranken begreifen lehren, daß das eigene Leid nicht das größte ist. In der Leidbegegnung sollte er die Kraft zur Überwindung des eigenen Leides finden. Den Konferenzteilnehmern aber sagten die Bilder noch etwas ganz anderes, daß es nämlich nicht nur um die Deutschen und die Juden geht, nicht nur um die Versöhnung zwischen den Kindern der Verfolger und der Verfolgten, sondern um den Menschen schlechthin in seiner Gefährdung und Bedrohung. Wenn die Konferenz dazu beitragen konnte, Vorurteile abzubauen, Mauern einzureißen, Freundschaft zu stiften, dann gab sie ein Beispiel für das, was nottut, Brücken zu bauen, damit nicht der Mensch am Menschen schuldig werde.

6 Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums in Jerusalem

Bericht über die Feier auf dem Skopusberg am 30. Oktober 1967 von Dr. Willehad P. Eckert OP

Dieser Festakt war die erste offizielle Veranstaltung der Hebräischen Universität auf dem Skopus, wo die Universität seit 1925 arbeitete, bis sie durch den Überfall auf den Konvoi am 14. April 1948 vom israelischen Gebiet abgeschnitten wurde (s. o. S. 48 f.). Das Buber-Institut ist die erste Erweiterung der Universität an ihrem klassischen Sitz.

Mit der Schaffung eines Martin-Buber-Zentrums für Erwachsenenbildung soll die Erwachsenenbildung an der Hebräischen Universität Jerusalem einen Mittelpunkt erhalten. Martin Buber hatte bereits Jahrzehnte vor der offiziellen Eröffnung der Hebräischen Universität im Jahre 1925, nämlich schon 1903, die Hoffnung ausgesprochen, daß durch sie Männern und Frauen in allen Teilen des Landes die Möglichkeit zum Lernen geboten werde. Sein Leben lang haben ihn Fragen der Volksbildung im Allgemeinen und der jüdischen im Besonderen intensiv beschäftigt. Als Wurzel und Grundlage aller Erziehung sah er den Dialog, das partnerschaftliche Gespräch an, das der Lehrer zwar leitet und führt, bei dem er aber „echte Fragen“ aufwerfen soll, Fragen also, die er selbst nicht voll beantworten kann. Die Antwort des Schülers soll ihm jene Information geben, die er zuvor nicht besaß. Die Impulse, die Buber der Erwachsenenbildung gab, hat die Hebräische Universität Jerusalem aufgegriffen. Sie erkennt nach wie vor als eines ihrer wesentlichen Ziele, Erziehung und Bildung auch den Männern und Frauen zugänglich zu machen, denen ein ordentliches Studium nicht möglich ist. Zu diesem Zweck hat sie ein Zentrum für Erwachsenenbildung ins Leben gerufen, dem sie in Erinnerung an ihren Pionier den Namen des großen Religionsphilosophen gab.

Auf dem Skopusberg, auf dem seit der Mitte der zwanziger Jahre die Gebäude der Hebräischen Universität

erstmalig entstanden, der aber seit 1948 bis zum Sechstagekrieg 1967 für Professoren und Studenten unzugänglich war¹, soll das Zentrum für Erwachsenenbildung ein eigenes Gebäude erhalten, das Hörsäle, Seminarräume, Bibliothek, Lesesaal, Büros und Forschungszimmer umfassen wird. Als Stiftungsuniversität ist die Hebräische Universität auf Freunde und Stifter in aller Welt angewiesen. Der Bundesverband der Gesellschaften der Freunde der Hebräischen Universität Jerusalem in Deutschland hat beschlossen, die Kosten für die Errichtung des Martin-Buber-Zentrums in Erinnerung an die Bedeutung, die Martin Buber für Juden und Christen, für Deutschland und für Israel hat, aufzubringen. Einschließlich der Einrichtung und Ausstattung werden sie voraussichtlich etwa zwei Millionen D-Mark betragen. Davon ist bisher ein Viertel aufgebracht worden. Das ist zwar noch lange nicht genug. Aber es reichte aus, um die Grundsteinlegung zu rechtfertigen.

Bei der Grundsteinlegung waren nicht nur Mitglieder und Freunde der Hebräischen Universität anwesend. Ein Buber-Symposion, das an der Hebräischen Universität anlässlich der Grundsteinlegung veranstaltet wurde, bot einen zusätzlichen Anreiz, an der Reise nach Jerusalem teilzunehmen. Übrigens wurde in diesen Tagen auch noch ein weiteres Projekt in Angriff genommen.

Die Universität der Stadt Tel Aviv hat sich innerhalb weniger Jahre entfalten können und bedarf daher neuer Gebäude. Für ihre Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät soll mit Hilfe vor allem der deutschen Gewerkschaften ein Institut eingerichtet werden, das nach dem einstigen Wirtschaftsjournalisten und späteren israelischen Minister Fritz Naphthali benannt wird. Die Grundsteinlegung ging der des Buber-Zentrums sogar noch um einen Tag voraus. Hier wie dort war und ist eine der treibenden und mitreißenden Kräfte der Direktor der Bank für Gemeinwirtschaft, Walter Hesselbach.

Während in Tel Aviv die Gastgeber sich bei der Grundsteinlegung damit begnügten, die deutschen Gäste in Englisch anzureden, wurden die Besucher aus Deutschland in Jerusalem dadurch angenehm überrascht, daß die israelischen Gastgeber durchweg ihre Ansprachen auf Deutsch hielten. Deutscherseits revanchierte sich Professor Rolf Rendtorff, Heidelberg, mit einem Grußwort in Hebräisch. Besonders packend waren die Worte des Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation, Dr. Nahum Goldmann, der den Mut zur Selbstkritik auch zu dieser Stunde und an diesem Ort besaß. Er gestand, daß er Buber immer wieder besucht habe, zuletzt noch wenige Monate vor seinem Tode; denn er sei einer der wenigen großen geistigen Führer des Judentums in unserer Zeit gewesen. Leider sei das Judentum heute nicht reich an solchen Führern. Buber hielt, wie Dr. Goldmann betonte, Israel die Treue, obwohl er sich zu mancher Kritik herausgefordert sah, obwohl ihn seine Weise des Zionismus in Gegensatz zu vielen anderen brachte, obwohl seine Stimme mehr im Ausland als dort gehört wurde. Aber er gab nie die Hoffnung auf, daß der Zionismus in Israel die Lehren und Verheißungen der Propheten verwirklichen werde. Trotz vieler Anfeindungen trat er unbeirrt für eine Verständigung zwischen Juden und Deutschen ein. Darum ist das Martin-Buber-Zentrum ein würdiges Geschenk.

Die Deutung der Position Bubers in Israel war gleichsam ein Auftakt zum Buber-Symposion. Ihm ging jedoch noch

¹ s. o.

eine Vorlesung voraus, die Professor *David Flusser* über Bubers Interpretation des Judentums hielt. Er hob hervor, daß Buber einerseits das Judentum authentisch interpretierte, sich aber andererseits dabei der Sprache, ja sogar der Denkweise des deutschen Idealismus bediente. Bestimmte Seiten des Judentums kommen bei Buber nicht oder nur selten zur Sprache. Immerhin hat er seinen Nomismus (seine Bezogenheit auf das Gesetz) nicht gestrichen, obwohl er selbst nicht nach dem Gesetz lebte. Das wesentliche Verdienst Bubers sieht Flusser darin, daß er das Judentum den Nichtjuden als eine lebendige, autonome Religion, als ein gültiges Gottes- und Menschenverständnis vorgestellt und somit für es Sympathie und Ehrfurcht erweckt, Ressentiments der Christen gegenüber dem Judentum abgebaut hat. Den Titel einer mittelalterlichen Schrift aus der deutschen Mystik aufgreifend, nannte er Buber wegen seiner Fähigkeit, Judentum authentisch in deutscher Sprache auszusagen, den Schöpfer einer „Jüdischen Theologia Deutsch“.

Damit waren die Voraussetzungen für das Symposium gegeben, bei dem drei Seiten des Werkes Bubers beleuchtet wurden. Der aus Breslau gebürtige Professor für Bibelwissenschaft an der Hebräischen Universität, *Shmajahu Talmon* – der im Januar 1968 erstmals einer Einladung zu Vorlesungen an deutschen Universitäten Folge leisten wird –, erörterte *Martin Bubers Wege in der Bibel*. Für Buber ist die Bibel eine Einheit. Die wissenschaftliche Bibelkritik lehnte er ab, konnte daher auch keine Schule bilden. Das biblische Wort fordert ihn in die Entscheidung. Seine Bibelinterpretation ist existentialistisch. Er ist der erste Jude, der den *Versuch einer theologischen Deutung der Bibel* unternimmt. Vor allem ist er an der Entstehung des israelitischen Messianismus und seiner Nachentfaltung in der Christologie interessiert. Sein Augenmerk gilt nicht den religionsgesetzlich bestimmten, sondern den geschichtlichen und prophetischen Büchern der Heiligen Schrift wegen der Möglichkeit der Aktualisierung. Außer Wissenschaft will Buber *Glauben* geben. *Seine Bibelerklärung steht im Dienst seiner pädagogischen Absichten*. In Israel stand er, der Verfechter eines dialogischen Denkens, mit seiner Weise der Bibeldeutung in einer geradezu beklemmenden Monologsituation. Für das weltweite Gespräch aber eröffnete er eine *humanistische Bibeltheologie*, die dem Dialog zwischen Christen und Juden sehr wohl zu dienen vermag.

An diese Ausführungen konnte das Mitglied des Inter-Faith-Committee, Dr. *Uri Tal*, der im vergangenen Jahr auch an der internationalen christlich-jüdischen Konferenz in Cambridge aktiv beteiligt war (vgl. FR XVIII, 65/68, S. 907 f. sowie *EMUNA*, I 3/4, S. 178 ff.), mit seinem Beitrag über Bubers *Zwiegespräch mit dem Christentum* anknüpfen. Buber verfocht wie Franz Rosenzweig das gleiche Existenzrecht für die beiden Gesprächspartner. Seine Darstellung der beiden Glaubensweisen, erstmals in seiner Stuttgarter Rede 1930, dann in endgültiger Form in dem gleichnamigen Buch 1950 vorgelegt, muß freilich, religionsgeschichtlich betrachtet, mit manchen Fragezeichen versehen werden. Aber sie ist ein aufschlußreiches Zeugnis für seine eigene Position und stimuliert gerade dadurch das Gespräch zwischen Juden und Christen. Die bereits von Professor Talmon skizzierten *pädagogischen Absichten* Bubers stellte eingehender schließlich *Gideon Freudenberg* dar, einst in Berlin geboren, als siebzehnjähriger Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, dann in Erez Israel Landwirt und Leiter abendlicher Erwachsenenfort-

bildungskurse, seit 1949 Leiter der von Buber initiierten Zentralstelle für Erwachsenenbildung. Er schilderte sowohl die Tätigkeit Bubers auf diesem Gebiet in Deutschland als auch in Israel. Dort ging es Buber um die Festigung der geistigen Grundlagen. Darum bekämpfte er Engstirnigkeit und einseitigen Nationalismus, wählte zum Widerspruch reizende Themen. Die Probleme wuchsen mit der Masseneinwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg, als es um die soziale und kulturelle Integration der Neuankommenden ging. Erwachsenenbildung war notwendig, aber kein Erwachsener möchte sich erziehen lassen. Zum Lernen jedoch ist er bereit. Die Sprache zu lernen, war eine unabdingbare Voraussetzung der Integration. In den Sprachschulen aber sollten die Erwachsenen mehr als nur die Technik der Sprache lernen, nämlich einen neuen Stil des Denkens. Dafür brauchte man geeignete Lehrer. Für ihre Gewinnung und Heranbildung setzte sich Buber nachdrücklich ein. Nicht so sehr ein pädagogisches Rüstzeug wollte er ihnen mitgeben, sondern sie zu Erzieherpersönlichkeiten heranbilden. Die Zeit der Masseneinwanderung ist inzwischen längst vorbei. Aber immer noch steht die Erwachsenenfortbildung vor großen Aufgaben.

Eine solche Aufgabe hat durch die Folgen des Sechstagekrieges verstärkte Bedeutung bekommen, die *Fortbildung für die Araber*. Aus der Jerusalemer Altstadt wandten sich einige Araber mit der Bitte um Hebräischunterricht an die Zentralstelle für Erwachsenenbildung. Ein aus dem Irak stammender Buberschüler entsprach diesem Wunsch. Er hatte damit so großen Erfolg, daß aus den ursprünglich 17 inzwischen bereits 200 Besucher seiner Kurse geworden sind. Bubers Tätigkeit auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung wird übrigens durch das seine Aufzeichnungen und Korrespondenz festhaltende *Buber-Archiv* der Universitäts- und Nationalbibliothek in Jerusalem dokumentiert, das die Freunde der Hebräischen Universität besuchen konnten.

Eine Frage blieb bei dem Symposium unerörtert, obwohl sie von brennender Aktualität ist, *Israel und die Araber*. Im privaten Gespräch freilich wurden dazu mancherlei Meinungen geäußert. So stellte sich und mir der auch in Deutschland wohlbekannte Schriftsteller *Schalom Ben-Chorin* die Frage, ob nicht, nun allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen, noch einmal die Chance für einen binationalen Staat gekommen sei. Die Unterschiede im Lebensstil und in der Geisteshaltung zwischen den Israelis und den Arabern in den besetzten Gebieten lassen, ganz abgesehen von dem nicht überwundenen Haß, nur wenig Hoffnung, daß Bubers Traum vom binationalen Staat je verwirklicht werden könnte. Aber unzweifelhaft würde eine Zusammenarbeit von Juden und Arabern für das ganze Land ein Segen sein, wie schon jetzt die Stadt Jerusalem durch ihre Wiedervereinigung viel gewonnen hat. Daß es auch hier noch ungelöste Probleme gibt, z. B. Schwierigkeiten für das Hotel- und Bankgewerbe in der Altstadt, gestand in erfrischender Offenheit der Bürgermeister von Jerusalem, *Teddy Kollek*, auf einem Empfang, den er zu Ehren der deutschen Freunde der Hebräischen Universität im Nationalmuseum gab. Die Dynamik, die von diesem Mann ausgeht, die Hoffnungsfreude und Entschlossenheit gibt das Vertrauen, daß die sich noch auftürmenden Schwierigkeiten überwunden werden können.

Der einstige israelische Ministerpräsident *David Ben Gurion*, der die deutschen Freunde der Hebräischen Uni-

versität in seinem Kibbuz im Negev, in Sde Boker, empfang, sprach nicht nur von dem Pioniergeist, der die bisher noch unerschlossenen Teile des südlichen Negev landwirtschaftlich erschließen müßte – seine Vision ist, daß der Negev zwei Millionen Menschen Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten geben werde –, sondern auch von den Beziehungen Israels zu den arabischen Staaten. Nach seiner Überzeugung können nur Verhandlungen zwischen Amerika und Rußland den Frieden in Nahost sichern, wobei Europa freilich ebenfalls mitwirken sollte. Aber Israel sieht sich nicht nur den Arabern gegenüber. Noch immer bleibt eine der besonders delikaten Fragen das Verhältnis zu Deutschland, wiewohl die Solidarität in den Tagen der akuten Krise nicht ohne Eindruck geblieben ist. Wieviel an Ressentiments aber noch zu überwinden sind, zeigt schon die nur scheinbar unbedeutende Tatsache, daß weder zum Empfang, den der Präsident der Hebräischen Universität den Freunden, die aus Deutschland gekommen waren, gab noch zur Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums der Rektor der Universität nicht erschien. Es wäre töricht, diese Ressentiments verschweigen zu wollen. Daß aber tatsächlich mancherlei Vorurteile abgebaut worden sind, ist nicht zuletzt das Verdienst des deutschen Botschafters *Rolf Pauls*, wie den Freunden der Hebräischen Universität aus Deutschland die Resonanz des Empfangs bewies, den der Botschafter anlässlich der Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums und des Fritz-Naphthali-Instituts gab.

Viele Eindrücke und Erfahrungen dieses Besuches könnten noch geschildert werden. Doch das würde den Rahmen eines Berichtes bei weitem sprengen. Zum Schluß sei nur noch die Hoffnung ausgesprochen, daß die Grundsteinlegung des Martin-Buber-Zentrums dazu beiträgt, Brücken zwischen Deutschland und Israel zu schlagen.

7 Zu den Beziehungen deutsch-israelischer Studenten

Ulrich *Kusche*, Student der evangelischen Theologie, studierte seit November 1965 bis zum Sommer 1967 an der Hebräischen Universität in Jerusalem Bibelkunde, Judaistik und vergleichende Religionswissenschaft und vertrat den Bundesverband Deutsch-Israelischer Studiengruppen (BDIS) in Israel. Wir verdanken ihm den folgenden Beitrag:

Die verschiedenartigen Bemühungen deutscher Persönlichkeiten und Verbände um eine neue Begegnung mit israelischen Jugendlichen und Studenten haben in den vergangenen zwei Jahren in Israel ein wachsendes Echo gefunden.

Als erster deutscher Studentenorganisation gelang es dem BDIS, dem Bundesverband Deutsch-Israelischer Studiengruppen, der an 17 westdeutschen Universitäten und Pädagogischen Hochschulen vertreten ist, offizielle Beziehungen zu israelischen Studentenverbänden herzustellen.

Diese entscheidende Entwicklung begann zum Jahresende 1965 mit einem Beschluß der Studentenvertretung der Hebräischen Universität Jerusalem, der Kontakte mit aktiv demokratischen deutschen Studentenorganisationen in Israel befürwortete. Die Studentenvertretung des Haifa-College folgte im Frühjahr 1966 mit einer solche Kontakte auch in Deutschland bejahenden Entschließung. Einer ersten Delegation des Vorstandes des BDIS gelang

es im selben Frühjahr, erstmalig Kontakte – offizieller oder inoffizieller Natur – zu den Vertretungen der großen israelischen Hochschulen und zu den Studenten- und Jugendorganisationen der wichtigsten Parteien aufzunehmen.

Mit der Entsendung eines ständigen Vertreters in Israel versuchte der BDIS, die entstandenen Verbindungen zu stärken und zu intensivieren. Im Rahmen dieser Arbeit entstanden neben den offiziellen Verbindungen zahlreiche persönliche Kontakte, die sich in Gesprächen, Vorträgen und Diskussionen mit Schulklassen, Jugendgruppen und Studentenkreisen fruchtbar erweitern ließen.

Zum Jahreswechsel 1966/67 wurde eine weitere Delegation des BDIS von der Jerusalemer Studentenvertretung offiziell zum Besuch eingeladen. Im Laufe dieser Delegationsgespräche kam es zur Aufnahme ständiger Beziehungen zur Jugend- und Studentenorganisation der linkssozialistischen Mapam-Partei. Wiederum wurden an allen großen Hochschulen des Landes öffentliche Debatten geführt.

Eine positive Entscheidung der Studentenschaft der Tel Aviver Universität wurde durch den Ausbruch der Krise und des Krieges aufgeschoben.

Das wachsende Interesse der jungen Generation nach Informationen über Deutschlands Jugend aus erster Hand ließ es den BDIS wagen, eine hebräischsprachige Zeitschrift mit Berichten über Vorgänge innerhalb deutscher Jugend- und Studentenverbände herauszubringen. Die erste Nummer dieser „Dialog“ genannten Zeitschrift erschien im März 1967 mit Analysen und Berichten über die NPD und den Widerstand Jugendlicher und Studenten, mit einem Gespräch mit dem deutschen Botschafter in Israel, mit allgemeinen Informationen und israelischen Meinungsäußerungen. Die zweite Nummer, Anfang Juli, brachte Berichte über die Vorgänge in der Berliner Studentenschaft, über den jüngsten Jahreskongreß des VDS, des Verbandes Deutscher Studentenschaften, in Göttingen und über die deutschen Reaktionen auf die Krise in Israel mit einem Interview des israelischen Botschafters in der Bundesrepublik. Darüber hinaus erschien die Bilanz einer Deutschlandfahrt einer israelischen Studentin und ein Gespräch über die Ziele der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Die Zeitschrift erscheint mit einer Auflage von 5000 Exemplaren und fand sehr schnell interessierte Leser.

Das lebhafte Interesse an der Haltung der jungen Generation in Deutschland ist das deutlichste Zeichen für den Beginn eines Bemühens, das bisherige Bild von Deutschland und von den Deutschen zu differenzieren. Dieses ist die Voraussetzung für eine echte Bereitschaft zur gegenseitigen Begegnung. Hier gilt es, durch die Entsendung gut ausgewählter und gut vorbereiteter Gruppen nach Israel und durch die behutsamste und sorgfältigste vorbereitete Einladung junger Israelis nach Deutschland weiterzuarbeiten und mitzuhelfen.

Nur vom menschlichen Verständnis getragene Anstrengungen, denen es um mehr geht als um die Anerkennung offizieller Ansprüche, werden ein weiteres Wachsen der israelischen Bereitschaft zur Folge haben. Der BDIS, der seine Arbeit in Israel durch einen neuen Vertreter fortzusetzen sucht, ist gerne bereit, seine Erfahrungen all denen zu vermitteln, die auf diesem Wege weitergehen wollen.

Göttingen, am 26. 8. 1967

Ulrich Kusche